

# Das Storchenegg-Anneli und die Fremdwörter

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins**

Band (Jahr): **11 (1927)**

Heft 3-4

PDF erstellt am: **20.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-419609>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Das Storchenegg-Anneli und die Fremdwörter.

Wer ist das Storchenegg-Anneli?

Unsere Mitglieder erhalten dieser Tage ein Werbeschreiben des Verlages S. Kunz in Pfäffikon (Zürich), der die längst vergriffene Lebensgeschichte des zürcher-oberländischen Mundartdichters Jakob Stutz („Sieben Mal sieben Jahr aus meinem Leben“) neu erscheinen lassen will. Wir empfehlen ihnen die Vorausbestellung lebhaft, und das nicht bloß, weil der Verfasser dieser Empfehlung als Herausgeber und Verfasser der Einleitung und der Anmerkungen beteiligt ist, sondern weil dieses Buch ein ausgezeichnetes Bild deutschschweizerischen Volkstums der Zeit vor hundert Jahren gibt. Und dann ist Stutz der Verfasser der „Gemälde aus dem Volksleben“, wo er, dichterisch etwas unbeholfen, aber sachlich naturgetreu und in wohlwollender Satire dem Volke einen Spiegel vorhält, und das in urthiger Oberländer Mundart. Von diesen Gemälden heißt eines der besten: „s Storchenegg Anneli ist i der Stadt inne z' Dorf gsi“. Storchenegg ist ein weltverlorener Winkel im Tösstal, noch (!) eine Stunde hinterm Sternenberg, grad hinterm Hörnli gelegen und das Anneli ein Bauernmädchen, das zu seiner Patin nach Zürich auf Besuch (z' Dorf) gewesen ist und nun nach der Heimkehr Eltern und Geschwistern seine Erlebnisse erzählt. Dabei enthüllt sich der große Gegensatz zwischen Stadt und Land. Der oberflächliche Leser ist natürlich geneigt, über „das dumme Buretötschli“ zu lachen, das so kindlich über die Stadt berichtet und offenbar so viele ihm neue Wörter mißverstanden hat. Man kann es aber herausspüren, daß der Dichter es mit dem unverdorbenen Landkind hält. Wenn er das Anneli z. B. erzählen läßt, wie es sich zum Besuch eines Konzertes städtisch kleiden und schnüren lassen mußte, daß ihm schier der Atem ausgegangen, was für Schühlein man ihm gegeben („lei Absäg — nu e Wüschli-Leder“ — heute wär's umgekehrt: fast nur Absäg!), so müssen wir doch über die städtischen Modetorheiten lachen. Zu diesen gehören auch die vielen Fremdwörter, die Anneli natürlich nicht verstanden, aber so gut als möglich seinem Schnabel angepaßt hat. Gewiß hat es auch deutsche Wörter mißverstanden und statt Kunstusstellig gehört Gunstusstellig, statt Irrwege Gschirwäge, statt Verhaftige Verhassige, aber seinem Gesichtskreis waren eben auch diese deutschen Wörter fremd; darum meint es auch, wie es einen offenbar konservativen Politiker sagen hört, „die alte Recht, die müeßed wieder zue“, er wünsche „di alte Chnecht“, und im Storchenegg hat es wohl vom „ustilge“ mehr gehört als vom „usbilde“ und verwechselt sie daher. Wenn es dann aus der großen Schanz, über die es gegangen sei, „e grofi Schand“ macht, so ist uns das nur ein nicht gerade viel-sagendes Wortspiel; wenn es aber statt obligé etwas wie „huli — oder holihee“ gehört zu haben glaubt und meint, der Gotte Töchterlein rufe „Manne!“, wenn es „Mamme!“ (Mama!) ruft, so ist das wohl möglich; wer aber ist der lächerliche Teil dabei? Welchen vernünftigen Grund können die Stadtleute gehabt haben zu sagen obligé und Mama? — Keinen, wenn man nicht die Mode ohne weiteres als vernünftigen Grund gelten läßt. Ebenso begreiflich ist es am Ende, wenn sie für Sofa versteht Schlofha, weil es aussieht wie ein Bett und so viele Rissen drauf sind. Aus Aristokraten werden ihm Rarefuckerate; die Mannschaften des Bundesauszuges oder

Suffürses, die offenbar auch Polizeidienste taten; nannte man Suffürsler, — dem guten Anneli werden daraus Surgürbsler. Sie wohnen in der Gafärm, d. h. in der Kaserne, (laut Idiotikon in mehreren Mundarten, auch bairisch-kärntisch (Kasarm) und schwäbisch (Kasarme) aus ital. caserma für Kaserne). Eine etwas starke Zumutung ist es, wenn wir glauben sollen, Anneli habe das Wort Konzert vergessen und nun nachträglich Kummischwäg dafür gesagt, aber da es im Konzert tatsächlich hat schwagen hören (eine junge Dame rühmte ihren Schal, — man schrieb dafür damals noch Shawl und unser Anneli versteht dafür Stall!) und derartiges Geschwäg auch heute noch während eines Konzertes zu hören ist, merkt man doch (nur zu deutlich!), was der Dichter hat sagen und mit Recht bloßstellen wollen. Daß der Sohn der Patin Schang heißt, ist mindestens so lächerlich, wie daß Anneli dafür versteht Schlang. Daß der Herr Unggle und die Frau Tante, die bei der Gotte verkehren, zu „Herr Rumpel und Frau Tanze“ werden, war damals, als das Landvolk nur Bettern und Basen kannte, schon denkbar. Aus Advokaten werden Aflikaten (laut Idiotikon auch sonst); das Resultat einer politischen Bewegung wird zur Efelat.

Von diesen hier entstellten Fremdwörtern sind uns heute einige unentbehrlich, aber mit den entbehrlichen zusammen beweisen sie doch, daß der Dichter das Fremdwörterwesen im allgemeinen zu den städtischen Modetorheiten zählte, und darin werden wir ihm recht geben. Wenn heute ein Anneli vom Storchenegg nach Zürich käme, so wüßte es wahrscheinlich, was ein Konzert ist und was Unggle und Tante bedeuten, ja es sagt vielleicht selber schon Papa und Mama zu seinen Eltern (letzten Herbst hat mir in Sternenberg ein Mädchen mit Bubikopf Laurens — richtig ausgesprochen! — Zigaretten verkauft und beim Zahlen gesagt merci!), aber es gäbe heute wieder neue Wörter mißzuverstehen, darum ist das Storchenegg-Anneli heute noch lebendig.

### Aus dem Idiotikon.

(100. Heft. Huber & Cie., Frauenfeld.)

Man bleibt natürlich wieder bei den ersten Seiten hängen, bei Schniz. Die meisten werden dabei an etwas Gutes denken, an Döpfel-, Bire- oder Hammeschniz. Gedörrte Obstschnize bildeten früher einen Hauptbestandteil der Volksnahrung; sie wurden im Schniztrog oder Schnizhaste aufbewahrt, und „die Hausfrau setzt ihren Stolz darein, alljährlich im Herbst ihre „Schniztröge“ wohl gefüllt zu haben; denn große Vorräte an Dörrobst gelten als Wahrzeichen hausmütterlichen Fleißes und des Wohlstandes“. Die Frage nach den Vermögensverhältnissen einer heiratsfähigen Bauertochter kann daher in Hablern (Bern) heißen: „Het-si Chüe u Roß u vorderjähig Schnize?“ Sogar die Franzosen scheinen 1798 diese Schnize geschätzt zu haben, denn sie plünderten scheinlich die Tröge so gut wie die Schweine- und Hühnerställe. Wie Esau seine Erstgeburt um ein Linsengericht, so soll die zürcherische Gemeinde Lindau ihr Kirchweihrecht um 2 Viertel (Hohlmaß) dürre Schnize an die Nachbargemeinde Nürensdorf verkauft haben, woher es komme, daß es in Lindau zwar eine Kirche, aber keine Kirchweih, in Nürensdorf eine Kirchweih, aber keine Kirche gibt. Wenn man's nicht sonst wüßte, könnte man's aus Dichtern wie Reinhart und Gfeller merken, daß die Schnize sehr beliebt sind zur Begleitung von Speck; ja, Schniz und Speck werden als Nationalspeise